

„Gott sei Dank!“ hatte Wolfgang unwillkürlich gerufen. Da schaute ihm der Vater mit seinem klaren, durchdringenden Blicke scharf in die Augen und sagte: „Du schwärmst ja ganz für Zürich. Du hast mir zwar vor wenigen Tagen deine treue Anhänglichkeit an den alten Glauben betheuert, und ich glaube deinem Worte. Aber,“ fügte er mit erhobenem Finger warnend bei, „nimm dich in Acht! Ich kenne das Band, das sie dir um dein argloses Herz geschlungen.“ Und als Kolin sah, wie Wolfgang erröthete, sprach er mit Nachdruck: „Mein Sohn wird niemals einer Zwinglianerin seine Hand geben, und wäre es auch Eblibachs Tochter.“

Damit überließ er den Jüngling seinen Gedanken.

Inzwischen war der Friede geschlossen und besiegelt, und die Heere wurden entlassen. Wolfgang kehrte heim und sollte nun das Geschäft des Vaters übernehmen. In der Schweiz waren damals Staatsmänner von Beruf etwas Unbekanntes; sie alle behauten das Erbe der Väter oder pflogen eines Handwerkes und erst bei vorgerücktem Alter übertrug die Gemeinde den geachteten und geehrtesten Männern Amt und Würde. Und auch dann nahmen bei der Einfachheit des Regimentes die öffentlichen Geschäfte in ruhigen Zeitläuften wenig Mühe in Anspruch. So hatte auch Kolin von seinem Vater eine Tuchhandlung ererbt und durch seine Verbindung mit lombardischen und venetianischen Kaufleuten bedeutend erweitert. Bisher hatte er sie mit Lust und Liebe selbst geleitet; jetzt dachte er seine Kraft der bedrängten Lage des Vaterlandes zu widmen und überließ daher die Handelsgeschäfte seinem Sohne. Wolfgang ging mit Eifer an die Arbeit. Er dachte: „Wenn ich die Liebe meines Vaters in vollem Maße gewonnen habe, so wird er meinem Glücke nicht im Wege sein können.“

Der Sommer war vorüber und der Herbst mit seiner Fülle gekommen. Drüben am Züricher See feierten sie die frohen Tage der Traubenlese. Da kam eines Morgens der alte Peter, der Zürichbote, und brachte ein kleines Briefchen an Wolfgang. Als dieser die

Ausschrift las, wurde er so verwirrt, daß er ganz vergaß, dem Boten seinen Lohn zu geben.

„He,“ sagte der Peter, „ich dünkte doch, das Briefchen wäre des Botenpfennigs werth.“

„Habe ich Euch noch nichts gegeben? — Hier.“ Der Jüngling griff das erste beste Stück aus seinem Beutel hervor.

„Oho! Ein Sechsbäner, so wahr ich der Zürichbot bin!“ rief der Alte. „Nun, ich danke dem jungen Herrn! Wußte wohl, daß das Briefchen eines so schönen und reichen Jungfräuleins willkommen sei — werde wohl morgen eine Antwort mit nach Zürich hinüber nehmen?“

„Ja, spricht morgen vor“, sagte Wolfgang.

Der Brief war wirklich von Agnes Eblibach; sie zeigte ihm an, auf Montag vor Sanct Galli sei in des Vaters Weinbergen bei Abliengenswyl Traubenlese, und wie sie hoffe, daß ihr „Alter Jugendgesell, auch viellieber Bruder und Gespieler“, auf gemeldeten Tag bei ihnen vorsprechen werde. Dem Jünglinge lief es heiß durch die Adern. Wohl ein Duzend Mal durchlas er die wenigen Zeilen; dann faltete er das Papier, schob es in die Brusttasche und stürmte die Treppe hinauf zur Stube, wo der Vater eben mit dem Lesen wichtiger Actenstücke beschäftigt war.

„Vater,“ rief er, die Thüre aufreißend, „die Eblibach laden mich auf nächsten Montag zur Weinlese.“

„Wer schreibt?“ fragte der Bannerherr kühl.

„Agnes“, erwiderte Wolfgang erröthend.

Kolin erhob sich und machte, sichtbar erregt, einige Gänge durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte fest: „Wolfgang, du gehst nicht hin.“

Wie ein Donner Schlag trafen die Worte den Jüngling. Mit Mühe sammelte er sich und wollte dem Vater antworten, obwohl ihm bekannt war, wie schwer derselbe zur Aenderung eines einmal gefaßten Entschlusses vermocht werden konnte. Aber Kolin ließ seinen Sohn nicht zu Worte kommen. „Keinen Widerspruch!“ rief er ihm zu. „Du weißt, was ich dir im Lager zu Kappel sagte: ich will